

2

Von Beethoven und der Erhu-Tradition oder: Die musikalische Kultur

Deutsches in China

Annalena von Freihausen sitzt im Flugzeug nach China. »Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein«, das Lied von Reinhard Mey geht ihr durch den Kopf, und genau diese Freiheit der Gedanken spürt sie jetzt auch. Sie wandern zurück, weit zurück zu ihren Wurzeln in China. Obwohl sie viel in der Welt herumkommt, in China ist sie lange nicht gewesen. Der Abschied damals war wohl zu abrupt gekommen.

Doch der Reihe nach: Ihr Vater war im diplomatischen Dienst tätig, er hat deutsche Wurzeln, die weit bis ins 18. Jahrhundert hinein zurückverfolgt werden können. Seine Ur-Urgroßeltern waren im 19. Jahrhundert als Missionare von München nach China gegangen. Die westlichen Länder missionierten – und später kolonialisierten – China. Vor allem Briten und Amerikaner waren dabei aktiv, sie ließen sich überwiegend in der Gegend um Shanghai nieder. Die Deutschen gingen in das Gebiet etwas nördlicher, nach Qingdao an die Küste in der Provinz Shangdon. Nach Morden an zwei deutschen Missionaren allerdings annektierte Kaiser Wilhelm mithilfe seiner Truppen 1898 die Stadt und

beanspruchte sie für 99 Jahre als Kolonie, so der damalige Vertrag. »Dunkle Kolonialgeschichte«, denkt sich Annalena von Freihausen.

Während die Mutter aus der Gegend um Shanghai stammte, wuchs der Vater zweisprachig in Qingdao auf. Nach der Heirat zogen sie in die Berge nicht weit von Shanghai, wo Annalena die ersten sechs Jahre ihres Lebens verbrachte. Sie erinnert sich an mehrere Besuche in Qingdao, die die Familie unternahm, als sie noch klein war. Umgeben von Bergen und direkt am Meer gelegen ist Qingdao eine wirkliche Perle. Die Architektur in der alten hügeligen Innenstadt ist vollkommen anders, als Annalena es von anderen Städten in China her kannte. Eine große katholische Kirche und nicht weit entfernt davon, inmitten europäisch anmutender Bauten, noch eine protestantische. Und dann die imposante Replik eines deutschen Museums, ein Bau, der früher als Residenz des deutschen Regierungspräsidenten gedient hat. Als Kaiser Wilhelm in Deutschland die nicht ganz niedrige Rechnung aus China, immerhin 2 450 000 Silbertaler, erhalten hatte, feuerte er den deutschen Gouverneur sofort. Architektonische Extravaganzen gab es also schon damals. Frühere Generationen zahlen den Preis, spätere Generationen genießen die Früchte – manchmal klappt's auch so herum. Qingdao jedenfalls ist heute um ein interessantes Gebäude reicher. Davon profitierte unter anderem auch der spätere Präsident von China, Mao Tse-tung, der hier mit seiner Familie gern Urlaub machte.

Qingdao war anders als andere chinesische Städte. Neben der so ganz eigentümlichen Architektur war es extrem sauber. Alles war bestens organisiert, das Leben war lebendig, aber nicht chaotisch. Das war Annalena von Freihau-

sen schon damals aufgefallen, als sie noch Kind war. »Warum?«, hatte sie sich damals gefragt. »Qingdao ist doch eine chinesische Stadt, warum ist sie dann so anders?«

Heute, wo sie in Deutschland lebt, weiß sie, woher der Unterschied kommt. Die Architektur von Qingdao ähnelt zum Teil der in Bayern oder in der Schweiz, daher nennen die Chinesen Qingdao auch »Chinas Schweiz«. Und die Sauberkeit in deutschen und vor allem schweizerischen Städten ist sowieso kaum zu übertreffen. Aber Qingdao ist tatsächlich nahe dran – der europäische Einfluss wirkt fort.

Jedes Mal, wenn Annalenas Eltern die Familie des Vaters in Qingdao besuchten, traf man sich in einer Brauerei, der berühmten Tsingtao-Brauerei. Dort gab es, so erinnert sie sich, etwas zu trinken, was alle Erwachsenen genossen, was ihr aber seltsam vorgekommen war: Bier, bayerisches Bier. Ihre Eltern wurden über den Abend immer heiterer und lauter. Ihr war das unangenehm, und sie hasste diese Besuche in der Brauerei. Heute übrigens ist das Tsingtao-Bier nicht nur in China geschätzt, sondern weltweit.

Inselhopping

Die Besuche in Qingdao und das ganz normale Familienleben in den Bergen fanden ein unerwartet rasches Ende, als 1966 die Kulturrevolution in China ausbrach. Annalena war noch sehr klein. Dennoch hat sie lebendige Erinnerungen daran, wie ihre Eltern von einem Tag auf den anderen sagten: »Wir müssen hier sofort weg. Die Massendemonstrationen verheißeln nichts Gutes, früher oder später werden wir wegen Vaters ausländischer Wurzeln im Gefängnis landen.«

Vor allem ihre Mutter, mit ihrem rein chinesischen Hintergrund, warnte ihren Mann: »Da geht es um etwas anderes als Kultur, da geht es um Macht, politische Macht. So haben es chinesische Führer immer gemacht, das sieht man in der langen chinesischen Geschichte.«

Von einem Tag auf den anderen wurden also die Koffer gepackt, das Notwendigste mitgenommen und alles Überflüssige zurückgelassen. Annalena verstand das damals überhaupt nicht. »Einfach weggehen? Und meine Freunde? Das ist nicht fair, was ist, wenn die in Gefahr kommen?« Doch die Eltern konnten keine Rücksicht auf kindliche Fragen nehmen. Heute weiß sie, dass das gut war. Viele der diplomatischen Kollegen und Freunde mit deutschen oder anderen nicht-chinesischen Wurzeln, die das Land im guten Glauben nicht verließen, endeten wenig später in Arbeitslagern ...

Von China zog die kleine Familie nach Mauritius, auf die tropische Insel mitten im Indischen Ozean ungefähr 2000 Kilometer östlich von Afrika. Dort wird offiziell kreolisch gesprochen, daneben auch Englisch, beide Sprachen erinnern an die lange französische und britische Kolonialzeit. Warum Mauritius? Ganz einfach: Annalenas Eltern hatten dort Kollegen mit chinesischen Wurzeln, die sie aufnahmen. Dort spielte Annalena dann mit Kindern unterschiedlichster Herkunft – indisch, afrikanisch, europäisch und eben chinesisch. Kunterbunte, faszinierende Mischung, dachte sie schon damals und ist bis heute dankbar für diese Erfahrungen.

Die multikulturelle Idylle mussten sie jedoch ebenfalls bald wieder verlassen. Weiter ging es nach Madagaskar, kurz vor der afrikanischen Ostküste. Dort bekam die Fa-

milie eine Aufenthaltsgenehmigung, und hier spielte Annalena mit einheimischen und einigen indischen Kindern. Ihre beiden engsten Freundinnen waren aber Chinesinnen. »Ganz schön bunt, diese Welt«, dieses Lebensgefühl von damals erinnert und empfindet sie bis heute. Nach ein paar Monaten entschieden ihre Eltern, zurück zu den Wurzeln des Vaters zu gehen, nach Deutschland. Nach anderthalb Jahren Wartezeit konnten sie endlich nach Europa übersiedeln. Annalena war acht.

Deutsches in Deutschland

Hatten die Eltern nun Ordnung und ein geregeltes Leben erwartet, sahen sie sich getäuscht. Auch hier gab es Proteste, die Massenproteste von Studenten, die Ende der 1960er-Jahre und Anfang der 1970er-Jahre vieles umkrempelten. Froh, halbwegs sicheren Grund unter den Füßen zu haben, hielten sich die Eltern von allen politischen Aktivitäten fern. Sie stürzten sich in die Arbeit, um sich ein neues Leben aufzubauen.

Glücklicherweise hatte ihr Vater immer Deutsch mit Annalena gesprochen, als sie noch in China waren. So war sie der Sprache schon weitgehend mächtig, als sie nach Deutschland kam. Das machte vieles einfacher. Anderes war allerdings nicht so leicht. Vor allem die deutschen Kinder waren immer sehr ernst, sie nahmen sogar das Spielen ernst und hielten sich strikt an die Regeln. Das war so ganz anders, als sie es aus China kannte. Spiel ist dort Spiel, nicht mehr und nicht weniger. Und Regeln sind nur Regeln, nichts ist in Stein gemeißelt. Die deutschen Kinder aber

wiesen sie immer sofort darauf hin, wenn sie eine Spielregel zu flexibel auslegte: »Annalena, das ist nicht korrekt.«

Es dauerte eine Weile, dann aber fand sie gute Freunde in der Schule. Und zu ihrer immer noch währenden Überraschung sind es einige der Freunde von damals auch heute noch, Jahrzehnte später. Langsam, dann aber richtig und für immer, so scheinen die Deutschen Freundschaften zu pflegen.

Noch etwas fiel Annalena auf: Die Deutschen waren immer pünktlich und sehr diszipliniert. Das erinnerte sie an China, wo die Menschen ein Zuspätkommen als respektlos empfinden, da andere dann warten müssen. Aber auf den beiden Inseln im pazifischen Ozean, Mauritius und Madagaskar, waren Zeiten und Termine nichts als Möglichkeiten, an denen man sich flexibel orientieren konnte oder eben nicht.

Annalena war noch nicht ganz zehn, da trafen die Eltern eine weitere Entscheidung: Die Familie geht zurück nach Asien, und zwar nach Hongkong. Gründe dafür gab es viele: Die Sehnsucht der Mutter vor allem, aber auch Annalenas Vater entdeckte plötzlich, dass auch eine chinesische Seele in seiner Brust wohnte. Zudem waren frühere Kollegen des Vaters und einige Freunde aus China weg nach Hongkong gegangen, und als Familienernährer hatte er ein gutes berufliches Angebot bekommen. Annalena gefiel es in Deutschland, seit sie Freunde gefunden hatte. Aber das Weiterziehen schien ihr auch im Blut zu liegen, sodass sie durchaus Freude auf das Neue empfand. »Wenn ich groß bin, komme ich euch besuchen«, sagte sie zu ihren Freundinnen beim Abschied.

Das erneute Eingewöhnen war schwerer als erwartet. Hongkong war eine laute, riesige, unübersichtliche Stadt. Doch mit der Zeit wurde sie zur neuen Heimat von Annalena, der sie auch viele, viele Jahre treu blieb. Nach der Schule ging es weiter an die Universität. Sie studierte zunächst Musik, Klavier genauer gesagt. Schon als Kind hatte sie nämlich die ersten Klavierstunden gehabt, und es war ein Glück, dass sie diese mit nicht allzu großen Unterbrechungen auch auf ihrer Odyssee durch die Welt fortsetzen konnte. Ihre Eltern, vor allem ihr Vater, legten ein großes Augenmerk auf westliche und speziell deutsche Kultur. Neben Goethe und Lessing gab es daher auch Mozart und Beethoven zur Genüge.

Die Mutter allerdings, deren Eltern bei chinesischen Opern aufgetreten waren, hatte sie an die chinesische Tradition herangeführt. Regelmäßige Besuche in der chinesischen Oper in Shanghai, die damals blühte, sind ihr in Erinnerung geblieben. Vor allem die bunten Kostüme und die lebendigen Dialoge, deren Stimmung von ernst zu heiter, von ironisch zu tragisch wechselte, finden sich noch in den Bildern, die sie aus ihrer frühen Zeit in China gespeichert hat. Nicht zu vergessen die Musik, die so ganz anders war als die von Mozart und Beethoven, die ihr Vater bevorzugte.

Annalena träumte davon, Pianistin zu werden und Konzerte von Beethoven und Mozart zu spielen. Aber Träume sind Träume. In der Realität spukten immer beide, westliche und östliche Musik, in ihren Ohren. Und so konnte sie sich dann nicht so eindeutig auf die westliche Musik festlegen, zumal von Hongkong aus, wo ihr Herz immer wieder für die chinesischen Klänge entflammte. Sie wechselte vom Klavierstudium zur Anthropologie.

Jetzt, Jahrzehnte später, ist sie im Landeanflug auf ihre alte, die allererste Heimat. Sie würde wieder chinesische Opern besuchen, freut sich darauf und fühlt sich ganz in ihrem Element. All die Erinnerungen an die Musik ihrer Kindheit werden wieder wach. Seltsam, dass sich zwei vollkommen unterschiedliche musikalische Welten in ihr vereinen. Wie war das möglich?

Sie muss an Felix Tritttau denken. Ja, sie wünscht sich, mit ihm darüber reden zu können. Allerdings ahnt sie schon, was er sagen würde. Er würde sich mit der vollen Überzeugungskraft eines deutschen Naturwissenschaftlers auf das Gehirn berufen: »Alles kommt vom Gehirn. Musik wird im Gehirn verarbeitet und erzeugt.«

Sie würde dagegenhalten: »Das klärt meine Frage aber nicht. Ich formuliere es mal so: Wenn du sagst, dass eine Chinesin ein anderes Gehirn hat als ein Europäer – wie kann sich dann Musik von komplett unterschiedlichen Kulturen, so zum Beispiel meine doppelte musikalische Prägung, im Gehirn niedergeschlagen?«

Erinnerungen an Musik

Annalena taucht in China ganz in die Erinnerungen ihrer frühen Kindheit ein. Nachdem sie gleich am ersten Abend die Pekingoper besucht hat, ist sie nun ganz in den Klängen ihrer ersten Lebensjahre gefangen. In ihr tönen die Beethoven-Sonaten, die ihr Vater ihr auf dem Klavier vorgespielt hat, immer wieder unterbrochen von den so ganz anders klingenden Töne und Instrumenten der chinesischen Musik, die die Leidenschaft ihrer Mutter waren.

Auch Sie haben sicher einen Kopf und ein Herz voller Erinnerungen an Musik. Die Melodien spielen ab und an in Ihrem Kopf, auch wenn Sie sie lange nicht mehr gehört haben. Die Älteren unter Ihnen werden sich noch an Elvis Presley und zum Beispiel an sein »Jail House Rock« erinnern. Die nachfolgende Generation hatte es mehr mit den Beatles und ihren Hits wie »Yesterday«, »Hey Jude« oder »Here comes the Sun«. Danach sind die Schlager aufgekommen, Udo Jürgens brachte zum Beispiel griechischen Wein mit nach Deutschland. International waren in den 1970er-Jahren vor allem die Schweden ABBA populär, »Fernando« und »Dancing Queen« kamen damals in die Wohnstuben und nisteten sich in den Ohren und den Hirnen ein. Das alles ist Vergangenheit, lebt aber bis heute in uns fort – selbst wenn es nie wieder eine Radiostation spielen würde. Was man in den frühen Zeiten intensiv hört, wird später erinnert. Die jüngere Generation, die heute »Boyfriend« und »As long as you love me« von Justin Bieber hört, wird sich später an genau diese Klänge erinnern, selbst wenn eine Pause von 40 Jahren dazwischenliegt.

Haben wir also ein spezielles Gedächtnis für Musik? Und wie reagiert dieses Gedächtnis auf die Musik unterschiedlicher Kulturen? Das sind die Fragen, die sich zwei musikalisch und transkulturell interessierte Neurowissenschaftler von der Musikfakultät an der Universität in Seattle/Washington in den USA gestellt haben. Steven J. Morrison und Steven J. Demorest haben mehrere Studien zum musikalischen Gedächtnis und seiner kulturellen Überformung durchgeführt, einen Überblick darüber gibt ihre gemeinsame Veröffentlichung von 2009.

Für uns hier ist insbesondere ihre Arbeit zu Unterschieden zwischen türkischen und amerikanischen Musikern aufschlussreich. Demorest und Morrison haben dafür 150 Probanden untersucht, die entweder in den USA oder in der Türkei geboren waren, im letzteren Fall aber seit ein bis sieben Jahren in den USA lebten. Beide Gruppen hatten also in ihrer Kindheit ganz unterschiedliche Musikarten gehört. Die Teilnehmer waren zudem selbst Musiker, die in den USA entweder westliche Musik für eine Profi-Karriere studierten, oder nicht professionell Musik machten. Dies galt für die türkischen wie für die amerikanischen Testpersonen.

Alle Probanden bekamen nun für jeweils 30 Sekunden Musikstücke unterschiedlicher Kulturen vorgespielt. Die westliche Musik enthielt klassische Stücke von Komponisten wie Scarlatti oder Correlli. Beethoven, Mozart sowie Popmusik wurden gemieden, da sie weltweit und somit kulturübergreifend äußerst bekannt sind. Türkische Musikbeispiele sind »Saba Pesrev« von Tanburi Osman Bey, »Ussak Pesrev« von Nayi Osman Dede oder »Dilkeside Pesrev« von Neyzen Emin Yazici. Aus der chinesischen Kultur kamen Guangdong-Musik wie »Herbstmond über dem Han-Palast«, »Fließendes Wasser unter den bewegten Wolken« und Stücke von Liu Qin Niang.

Alle Exzerpte wurden den Teilnehmern also für 30 Sekunden vorgespielt. Anschließend wurde ein Gedächtnistest durchgeführt. Die gleichen Musikstücke wurden noch einmal eingespielt, diesmal aber nur für vier bis neun Sekunden. Es wurden dabei auch Stücke hineingemogelt, die vorher gar nicht zu hören gewesen waren, sowie bisher nicht präsentierte Teile von genau den Stücken, die man bereits eingespielt hatte.



<http://www.springer.com/978-3-662-44564-8>

Wie kommt die Kultur in den Kopf?
Eine neurowissenschaftliche Reise zwischen Ost und
West

Northoff, G.

2014, XIV, 248 S., Hardcover

ISBN: 978-3-662-44564-8